

Mix aus Effekt und Fiktion

Erdbeben, Flut, Atomreaktorexplosion: Die Mehrfachkatastrophe in Japan zwingt zum Nachdenken über menschliche und technische Risiken. Und über die Art der Berichterstattung: Was geht, was geht nicht? Darüber wird zurzeit heftig diskutiert – in Ausbildungsstätten und in Redaktionen, in denen Wert gelegt wird auf einen medienethischen Kompass und auf Klarheit über die eigene Rolle.

Zu viele denken leider erst hinterher. Häuser bersten, Rauch steigt aus dem Atomkraftwerk in Fukushima. Bereits als die Erde noch bebte, setzte eine Flut dramatischer Bilder ein. Die „Brennpunkt“-Redaktion (ZDF) „unterlegte sie“ mit Stille. Manchen Redaktionen schien dies wohl nicht dramatisch genug. Sie untermalten die Schockbilder mit Rhythmen von „Massive Attack“ oder mit Klassik. Live-Ticker wurden geschaltet, die die Katastrophensituation weiter anheizten. Viele Journalisten verrannten sich in Gedankenlosigkeit und Aktionismus, weil sie um alles in der Welt am Puls der Zeit sein wollen und die sinkende Quote mindestens so sehr fürchten wie den Fallout. Doch ein Journalismus, der wie ein Action-Film auf den Mix aus

FORUM MEDIEN

Marlis Prinzing über die Berichterstattung aus Japan



Effekt und Fiktion setzt, hat eine kurze Halbwertszeit. Wir brauchen das Gegenteil: einen sachorientierten, unaufgeregten Journalismus, wie ihn teils Qualitätsmedien leisteten, die rasch Hintergründe beispielsweise zur Atomenergie lieferten. Und wir brauchen einen Journalismus, der auch Relevantes in eigener Sache anspricht. Zum Beispiel, was es heißt, wenn viele deutsche Sender und Redaktionen ihre Reporter wegen des Strahlenrisikos abziehen oder sie nach Osaka versetzen und in Kauf nehmen, dass sie nun oft nur noch Informationen aus zweiter Hand erhalten.

Ist das in Ordnung? Ja. Reporter sind keine Redaktionssoldaten. Sie müssen mitentscheiden dürfen, was sie sich zumuten. Ihr Berufsrisiko wächst: Im Irak-Krieg starben mehr Journalisten als in den beiden Weltkriegen, im Korea-Krieg und im Vietnam-Krieg zusammen, behauptete die „New York Times“ am Dienstag. Immer häufiger sind Journalisten Zielscheibe repressiver Regierungen – auch in Libyen. Der Nachrichtenfluss ist durch Apps, Web und Networks problemlos wie nie. Doch wer wirklich an Neuigkeiten heranwill, benötigt Mut und den Willen, zu unterscheiden zwischen offiziellen Informationen und privaten Mutmaßungen. Das ist nicht nur eine Frage der Nähe, sondern vor allem eine Frage der Haltung.